

37. Sünfundneunzig

Im hohen Alter verlernen wir nach und nach wieder alles, was wir mühsam gelernt haben, bis auf das Verstehen und Können von Gut und Böse. Rotte

Da lag sie vor mir auf dem Bett. Noch vorgestern war sie gegangen und hatte Kartoffeln geschält. Nun hatte sie der Schlag getroffen.

Aus dem Kissen heraus kamen doch noch klare Laute, und vor allem streckte sich so lebhaft ihre Hand mir entgegen. Was alles diese welcke Hand mitgemacht hat? Als Preußen wieder etwas atmen konnte nach dem Druck der Jahre Napoleons, da spielte sie mit dem Schemel in einer ostpreussischen Bauernstube und tastete sich im ärmlichen Haus ein weites Reich voll bunter Träume zusammen. Dann lernte die Hand einigemal schreiben, wenn man nicht Vieh hüten oder Ähren lesen mußte. Sie hat es nie recht fertig gebracht. Sie verstand es besser, sich zu falten, und in der Kirche lag sie behaglich auf dem Schoß des jungen Mädchens. Eines Tags, das war noch lange vor den Jahren, da der preussische König in Berlin vor seinen Bürgern entblößten Hauptes stehen mußte, gab sie diese Hand einem Mann, und der Pfarrer segnete sie. Was sie bis dahin begleitet, blieb ihr treu: Arbeit und Sorge und ein Durchkommen. Die Hand war kräftig und schämte sich vor keinem Zugreifen. Sie spann schweres Linnen und strich auch ihren Sechsen einmal durch das Haar, wenn es gerade Sonntag war, oder man sonst übrige Zeit hatte. Und als der Bismarck kam und die Kriege ins Land fuhren wie ein fahles Wetter, da saß sie am Bett ihres Enkelkindes, schaukelte die Wiege und summt ihm ein Liedchen vor. Es war doch seltsam, dieses zweite Geschlecht, und bei so schlechten Zeiten! Sie wollte noch etwas sanfter streicheln, wie früher; aber die Finger waren knochig geworden und widerspenstig. Und dann kam die neue Zeit. Man wollte mehr verdienen als einst. In der Ferne leuchten goldene Berge. Sie traut nicht, die Hand, aber sie zog mit dem jungen Volke aus der alten Heimat. Daß es wirklich Leute gab, die so ganz anders sprachen, und solche Eisenbahnen! Die Hand zitterte ordentlich, als der Zug zu fahren anfing. Und all diese Städte und diese vielen Menschen! Die Hand beschrieb nur langsam weite Bogen, faßte ab und zu an den Kopf und konnte das nicht fassen. Nun waren sie da im Bergrevier. Auch schon ein Urenkel grüßte, und es war doch wieder nichts anderes als Sorgen und Arbeiten und sich dann und wann etwas freuen. Die Hand war es nun einmal so gewohnt; sie konnte nicht stille liegen. Und nun ist sie 95 Jahre lang mit ihrer Frau gegangen, hat ihr viel geholfen und treu gedient. Sie liegt jetzt auf

der Decke, fast als wollte sie klagen, daß man sie noch nicht ruhen läßt. Sie wartet auf ihren Lohn. Sie ist schön, diese Hand voll Runzeln und Buckeln, voll durchsichtiger Adern und hagerer Knöchlein; wunderschön. Schreiben kann sie nicht mehr, arbeiten auch nicht, zum Falten ist sie zu ungelent. Sie hat alles verlernt, diese reiche, krumme Hand. Dann wird sie auf einmal still werden und ganz fremd. Sie erzählt dann nichts mehr; sie weiß nichts mehr. Wirklich; sie hat alles, alles verlernt.

Und das ist das Leben? Lernen, Verlernen, Nehmen und Verlieren, Haben und Weggeben? Der Kopf möchte einem zerspringen beim Nachdenken über solche Seltsamkeit. Und daß es einem noch wohl ist im Leben. Aber die Hand war noch so warm nach 95 Jahren, ach, noch so warm!

Gottfried Traub: Ich suchte Dich Gott!, Jena 1912, S. 53-55